



SPIRITANER

Missionsgesellschaft vom Heiligen Geist

SPIRITANERINNEN

Die Beilage Ihrer Ordensgemeinschaft im Missionsmagazin **kontinente** • 4-2010

Tage ohne Gold



Der Goldrausch in Brasilien ist Geschichte, die Minen am Rio Xingu sind verlassen. Dageblieben ist nur, wer weiterträumt vom großen Glück – oder wem das Geld zum Weggehen fehlt.

TEXT UND FOTOS: THOMAS WUNRAM CPPS

Auf dem ausgewaschenen und jetzt in der Trockenzeit rot-staubigen Weg tritt Edilson zum Fluss. Seine Frau Ricarda blickt ihm mit besorgtem Gesicht nach, bis er hinter den Hütten verschwindet. Edilson denkt an den Tag, der vor ihm liegt, an das Loch, in das er sich abseilen wird, denkt an São Paulo, das weit im Süden liegt, träumt von dem Haus, das er dort kaufen will, von der Arbeit in der Autofabrik, die so schwer zu bekommen ist. Edilson will weg von Recessa, diesem heruntergekommenen, nach Schnaps und Schweiß stinkenden Goldgräberkaff ohne Strom und Straßen. Seine Hütte steht außerhalb, denn Recessa ist kein guter Ort für seine Familie. Er will nach São Paulo mit Ricarda und Laura, der dreijährigen Tochter, und mit Cevin. Der ist elf Monate alt und sein ganzer Stolz. Vor vier Jahren wurden sie in diesem Nest am Ufer des Xingu angeschwemmt, angelockt von der Aussicht auf schnelles Geld. Seitdem sucht er in 120 Metern Tiefe Gold.

Recessa, so heißt der Zustand nach einer durchzechten Nacht, wenn der Herzschlag wie ein Ham- ▶

REPORTAGE

mer im Kopf dröhnt und das dumpfe Gefühl nicht weicht, in einem fremden, unförmigen Körper zu stecken. Ressaca heißt dieses Goldgräbernest. Die 80 heruntergekommenen Holzhütten tragen diesen Namen zu Recht. Doch Mitte der 80er hatte Ressaca einen schillernden Namen in Brasilien: Es galt als Inbegriff für das große Glück. 10 000 Menschen lebten hier. Garimpeiros, Goldsucher, Glücksritter, angelockt von der tausendmal weitererzählten Geschichte von jenem Landarbeiter, der den Nugget fand – fast ein Pfund reines Gold! Damals war Goldstaub die Währung in Ressaca. Die Preise waren gigantisch, aber es gab alles: Alkohol, Frauen, Glücksspiel – und jenes Gefühl am Tag danach, das auch Ressaca heißt.

Diese Zeiten sind vorbei. Die Menschen, die geblieben sind, lassen sich in drei Gruppen einteilen. Die einen werden polizeilich gesucht und wissen, dass kein Polizist ihretwegen den langen Weg von Altamira über den Fluss nach Ressaca auf sich nimmt.

Gewinner und Verlierer

Zur zweiten Gruppe gehört Edielson. Er hat nicht das Geld, um mit seiner Familie anderswo neu zu beginnen. Der Rest sind Huren und Händler. Letztere verdienen noch immer gut, denn alles, vom Benzin über Reis bis zum Toilettenpapier muss mit dem Schiff herbeigeschafft werden. Alles geht über ihre staubige Ladentheke. Und sie bestimmen die Preise.

Edielson steigt in das alte Flussboot mit qualmendem 60-PS-Diesel und Platz für 30 Personen. Es bringt ihn fünf Kilometer stromaufwärts nach Vila do Galo, seinem Arbeitsplatz. Galo ist eine übriggebliebene Goldmine mit vorsintflutlichem Generator, Steinmühlen, Waschanlage und halbverfallenen Baracken. 13 Männer arbeiten dort. Elf von ihnen bilden eine Kooperative und sind an der Ausbeute beteiligt, die sie Ernte nennen.

Zwei andere sind Requeiros: Sie arbeiten auf eigene Rechnung und stehen ganz unten in der Hierarchie. Tagsüber schuften sie für die anderen; nachts dürfen sie einen Haufen Gestein für sich selbst auswaschen. Zum Schlafen kommen sie in den frühen Morgenstunden, wenn die Mühlen still stehen. Der Eigentümer des Claims heißt Henrice. Nur: Von der Pacht bleibt ihm nicht viel, denn in Fortaleza wohnt einer, den alle Illa nennen, und der weiß, dass Henri-



Nach unten: Edielson fährt ein.

**„Da bringen mich keine zehn Pferde hinunter!
Da unten bist du ganz allein.“**

Zair, 28, Kranführer



Die Familie: Edielson will mit Frau und Kindern weg von Ressaca.

ces Papiere nicht korrekt sind. Er hat Einfluss in hohe Kreise und kassiert.

Dumpf dröhnt das Dieselaggregat. In dem großen Unterstand machen Steinbrecher und Mühlen einen höllischen Krach. Die Requeiros füttern die Maschine mit tellergroßen Granitbrocken und leeren die Plastikwanne, die im Zehn-Minuten-Rhythmus an einem Drahtseil den Hang hinuntersurrt. 70 Meter oberhalb, am anderen Ende der Materialseilbahn, füllen zwei Garimpeiros die Brocken in die Wanne, von denen Zair, der Kranführer, täglich vierinhalb Tonnen aus dem Loch hieft. Er ist 32 wie Edielson, Mechaniker und LKW-Fahrer, und macht keinen Hehl daraus, dass er sofort weg wäre, wenn er nur irgendwo eine Stelle be-

käme. Abseits des Lärms, bei der Kantine, setzt sich Edielson zu einer Gruppe, die Cafézinho und Bier trinkend angeregt über den Anteil an der Ernte diskutiert. Gerade mal 18 Prozent sind das. Und die teilen sich 13 Mann.

Was die Garimpeiros festhält

Raimundo ist wütend auf Illa, den Mann in Fortaleza, der den Löwenanteil kassiert. Früher hatte Raimundo eine gute Stelle als Lagerist in Altamira. Aber da gab es „Ärger“, wie er es nennt. Er musste „verschwinden“. Im Galo ist er verschwunden, und hier bleibt ihm abzüglich seiner Spesen für Alkohol und Dirnen gerade so viel, dass er die Medikamente für seine rheumakranke Frau bezah-

len kann. Raimundo hat Nachtschicht mit dem hageren Luciano. Den haben die Malaria-schübe ausgezehrt. Seine geistigen Aussetzer rühren vom Alkohol. Es ist zehn Uhr morgens, als er die dritte Dose Bier öffnet. Luciano gehört zum Urgestein von Galo – seit 20 Jahren. Er kennt die Zeiten, als das Nest eine Stadt war, als 6000 Menschen von der Mine lebten, „als noch richtig was zu holen war.“ Seit dieser Zeit hat sein Leben einen festen Rhythmus: Fünf Tage Arbeit und freitags, wenn Zahntag ist, betrinkt er sich mit „richtigem“ Alkohol. „Was kann man sich denn Schöneres vorstellen, als mit Freunden am Strand des Xingus zu liegen mit einem Glas Whisky in der Hand und einem hü-

Am Kran: Die Sprengmeister verlassen sich auf Zair.



Das Material: 4,5 Tonnen Steine werden täglich gefördert.





Die Mühle: Das Gestein muss fein gemahlen werden.



Die Ernte: Das Amalgam wird von der Messingplatte gekratzt.

**„Manchmal verdiene ich 600 Real,
aber dann gebe ich 1000 aus.“**

Emanuel, 32, Sprengmeister

Ouro heißt Gold: Doch die Kinder sind der Reichtum der Menschen am Xingu.



schen Mädchen an der Seite?“ Und nach einer Pause fügt er versonnen hinzu: „Vielleicht kommt deshalb keiner von hier weg. Es ist, als ob wir an der Mine kleben.“

Kein Ort für einen Priester

Unerwartet taucht ein Gast in der Runde auf. „Padre, Sie müssen sich verlaufen haben!“, scherzt Raimundo und drückt dem 50-jährigen Priester herzlich die Hand. Marco Túlio ist Missionar vom Kostbaren Blut. „Ich bin in Ressaca und habe noch Zeit“, erklärt er und scherzt zurück: „Übrigens lässt dich deine Frau grüßen. Sie weiß gar nicht mehr, wie du aussiehst.“ Allmonatlich kommt Marco Túlio nach Ressaca, trifft dort die Leiterin der kleinen Basisgemeinde, die Frauen und Kinder. Nach Vila do Galo kommt er selten. An diesem Ort scheint wenig Bedarf für einen Priester. Nur beim Abschied, da nimmt ihn Edielson zur Seite: „Bitte besuchen Sie noch meine Familie!“

Oben beim Stolleneingang sitzt Zair auf der rostigen Kranwinde, über deren Ausleger das Stahlseil surrend in der nachtschwarzen Tiefe verschwindet. Dass von Zair alles abhängt, weiß Valdenes, der Vorarbeiter, denn die Kommunikation mit den Arbeitern im Schacht läuft

nur über das Stahlseil. „Der kennt jeden Zentimeter des Seils wie seine Braut und spürt jedes Zucken“, erzählt Valdenes und lacht. „Aber da hinunter bringen mich keine zehn Pferde“, wirft Zair ein, „da unten bist du ganz allein.“

Immer fährt die Angst mit ein

Vor einer Woche erst, erzählt er, sei das Aggregat ausgefallen und einer hing in 80 Meter fest. Alle seien herangestürzt, und nach einer Stunde Schwerstarbeit hätten sie ihn geborgen. „Die Kameradschaft ist schon okay“, meint er, doch Valdenes wendet ein: „Was hilft das, wenn einige stockbetrunken sind.“ Der Vorarbeiter macht keinen Hehl daraus, wen er meint: Gerson, der im Büro vor dem Fernseher döst. Gerson arbeite nicht und bekomme doch seinen Anteil. Vier Wochen gehe das schon so. Er habe sich eingekauft mit dem Versprechen, eine bessere Waschanlage an der Hand zu haben. Angeblich hänge sie jetzt irgendwo fest wegen eines Transportproblems.

Die Nachmittagssonne steht senkrecht, und Zair hievt den letzten Kübel mit Gestein nach oben. Es ist Zeit für den Einsatz von Edielson und Emanuel. Die beiden können mit Dynamit umgehen, was sie zu Experten macht und von der Gruppe abhebt. Sie wissen, wo, wie tief und in welchem Abstand die Sprenglöcher gesetzt werden müssen. Sie wissen um die Länge der Zündschnur. 15 Minuten brauchen sie, um aus dem Loch zu kommen, bevor das Feuerwerk losgeht. Zweieinhalb Stunden wird ihr Job unter Tage dauern. Die beiden sind angespannt. Schweigend prüfen sie das Material: die fadenscheinigen Gurte, den Pressluftbohrer, Dynamitstangen, Lampe und Zündschnur. Emanuel bekreuzigt sich.

Die Zeit der Ernte ist da

1988, auf dem Höhepunkt des Goldrausches, brach alles zusammen. Eine kanadische Mininggesellschaft war auf das profitable Geschäft aufmerksam geworden, hatte sich die Besitztitel angeeignet und begonnen, im großen Stil zu fördern. Die kleinen Claims mussten weichen, was Ärger gab. Eines Nachts flog der Stollen mitsamt dem Maschinenpark der Gesellschaft in die Luft. Polizei rückte an. Es gab Tote. Am Ende zogen die Kanadier ab, und das Schürfen wurde offiziell verboten. Es wurde still um Galo und Ressaca.

Gegen fünf Uhr spürt Zair ein Rütteln am Stahlseil, zehn Minuten später taucht Edielson



Feierabend: In einer Bar warten die Freunde auf das Boot, das sie nach Ressaca bringt.

lehmverschmiert aus dem Loch auf. Und während er sich noch wäscht, holt Zair Emanuel. Die Sprengmeister lächeln und zünden sich eine Zigarette an. Wieder ist es gut gegangen. Dann zittert der Boden, bevor eine dumpfe Explosion ertönt und eine Staubwolke aus dem Loch schießt. Sie zählen mit: „Zehn, elf, zwölf. Das war’s!“ Die drei haben Feierabend, denn bis zum nächsten Morgen kann keiner einfahren, bis sich die Staubwolke gelegt hat. Doch an den Waschanlagen geht die Arbeit weiter bis zum Morgen – bis zur Ernte.

Dann werden die Männer unter dem wachsamem Blick von Vorarbeiter Valdenes die Messingplatten aus den Waschstraßen nehmen, behutsam die feine Quecksilberschicht abkratzen und das hochgiftige Amalgam in einer Waschpfanne reinigen. Zwei Handvoll dieser Verbindung werden übrig bleiben. Und Valdenes selbst wird mit dem Schweißbrenner das Quecksilber bei 600 Grad verdampfen. Was dann bleiben wird, wird die Ernte des Tages, ein kleines, schimmerndes Stück Metall: Gold.

Edielson, Zair und Emanuel sind nach einem Stopp im Bordell am Fluss angekommen. In einer Kneipe warten sie auf das Boot nach Ressaca. „Gestern waren’s nur 55 Gramm“, sagt Emanuel resigniert, „denn gegen Mitter-



Hochgiftig: Quecksilber.



Bescheiden: 54,7 Gramm Gold.

nacht fiel der Strom aus.“ Edielsons Blick schweift über den Xingu, den das Abendlicht verzaubert. Er rechnet und weiß: Von den 50 Real, die er bekommt, wird nichts übrig bleiben für seinen Traum. Er lächelt die Freunde an: „Morgen wird es besser!“

Die Kirche darf nicht um sich selbst kreisen

Ist die derzeit stärker werdende Position der Laien in der Kirche ein Einzelphänomen der immer schwächer werdenden Kirche in Europa? Welche Stellung hat die Frau in der Kirche eines von „Machismo“ (Männlichkeitswahn) geprägten Landes? Sind traditionalistische Tendenzen in der katholischen Kirche eine Reaktion auf die zunehmend säkularisierten Welt? Über diese und andere Fragen sprach der Spiritanerbischof Meinrad Merkel aus der Urwalddiözese Humaitá in Brasilien mit unserer Redakteurin Belinda Peters.



Taufe: Meinrad Merkel ist Bischof von Humaitá.

In Deutschland gewinnen die Laien in der Kirche auf Grund des Priestermangels und der Umstrukturierungen in den Diözesen an Bedeutung. Gibt es in Brasilien eine ähnliche Entwicklung?

Ja, auch in der Kirche Brasiliens wird die Bedeutung und die Rolle der Laien in den letzten Jahrzehnten zunehmend anders wahrgenommen. Aber die Ursachen dafür würde ich jedoch primär in der Weiterentwicklung der Theologie des Zweiten Vatikanischen Konzils suchen. Auf diesem Weg kom-

men den lateinamerikanischen Bischofskonferenzen in Medellín (1968), Puebla (1979), Santo Domingo (1992) und vor allem Aparecida (2007) besondere Bedeutung zu. Die Entfaltung der Theologie der Befreiung, die Vorbereitung der kirchlichen Basisgemeinden, den Comunidades Eclesiais de Base, taten das ihre, um die Sicht auf die Kirche als einer klerikalen Institution zu ersetzen durch den Blick auf das Volk Gottes.

Natürlich zwang und zwingt auch der Priester-mangel in vielen Gegenden Brasiliens dazu, über die Rolle des Laien in Evangelisierung und Struktur der

Kirche weiter nachzudenken.

Neben den pastoralen Diensten drückt sich das neue Selbstverständnis der Laien vor allem in zahlreichen Bewegungen, den movimentos, aus, die oft eine charismatische Note haben. Auch wenn diese auf der einen Seite ein traditionelles Kirchenbild pflegen, wollen sie andererseits nicht, dass Kleriker die Leitung in die Hand nehmen. Diese sollen eine beratende Funktion wahrnehmen.

Wie sieht es mit der Rolle der Laien in der Ihrer Diözese aus?

Wir haben bei uns eine besondere Situation: In der gesamten Diözese gibt es nur zwölf Diözesan- und Ordenspriester sowie 22 Ordensschwwestern. Schon unter meinem Vorgänger Dom José Balestieri SDB wurden die Laien intensiv in alle kirchlichen Aktivitäten eingebunden. Wir versuchen, das Bild einer Kirche zu vermitteln und zu leben, in der die Elemente der Gemeinschaft und der Teilnahme aller konstitutiv sind – und dies nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis. Im Landesinneren liegt die Leitung der kleinen Siedlungen ohnehin bei den Laien, ebenso der sonntägliche Wortgottesdienst, die Katechese und mehr. Aber das ist ja nur die eine Seite des kirchlichen Dienstes; die andere Seite bezieht sich auf die Mitgestaltung der Gesellschaft und die Mitbestimmung in der Politik. Wir fördern also die verschiedenen Formen der Organisation unserer Laien zum Schutz ihrer Gemeinschaft und der Umwelt. In meinen Augen ist die Zusammenarbeit von Laien, Priestern und Ordensschwwestern in unserer Diözese gut, kann und soll aber noch mehr gefördert werden.

In Deutschland wird in der Diskussion um die Bedeutung der Laien in der Kirche häufig auf die Rolle der Frauen fokussiert. Wie stellt sich die Situation der Frauen Brasiliens dar?

Die Teilnahme der Frauen am Leben der Kirche war immer schon

stark, jedoch nicht in den Leitungsfunktionen. Das hat sich geändert. In gewisser Weise bestimmen die Frauen das Gesicht der Kirche, wenn man einmal von der Rolle des Priesters als Vorsitzender der sakramentalen Feiern absieht. Auch gesellschaftlich und politisch wuchs und wächst die Bedeutung der Frauen. Im Schnitt gibt es mehr Schülerinnen als Schüler und mehr weibliche als männliche Lehrkräfte. Das gilt auch für den Bereich des Krankwesens. Nur in politischen Versammlungen und Parteien sowie in der Wirtschaft stellen die Männer die Mehrheit. Das Wort vom Machismo muss heute also etwas anders gesehen werden; da hat sich eine neue Entwicklung aufgetan. Vor allem im Landesinneren ist die dominante Stellung der Männer im öffentlichen Bereich allerdings weiterhin klar.

Im kirchlichen Bereich – wenn ich an meine und einige andere Diözesen denke – ist die Bereitschaft der Frauen, verantwortliche Aufgaben zu übernehmen, weitaus größer. Das gilt auch für jene Frauen, die schon einen Beruf ausüben. Die Teilnahme von weitaus mehr Mädchen als Jungen in der Katechese und unter den Katechisten ist nur ein kleines Beispiel. – Die Bereiche des Religiösen wie der Erziehung scheinen traditionell der Frau zugeordnet zu sein; vielleicht auch deshalb, weil viele Frauen mit ihren Gefühlen besser umzugehen wissen als Männer.

Sie sind Mitglied der Bischofs-

konferenz. Inwieweit sind die Laien dort Thema?

Es ist Konsens, dass wir vielmehr in die theologische und pastorale Ausbildung der Laien investieren sollen, ohne die gesellschaftlich-politische Seite zu vernachlässigen. Gewiss, unter den sechs nationalen Konferenzen beziehungsweise Räten der Bischöfe, Priester, ständigen Diakone, Ordensleute, Säkularinstitute und Laien ist der Laienrat der am schwächsten entwickelte. Das hängt meines Erachtens damit zusammen, dass die Laien schon überall präsent sind und die großen Herausforderungen aus Politik und Gesellschaft gemeinsam von uns allen reflektiert und beantwortet werden. Dennoch ist es wichtig, dass die Laien sich mehr ihrer spezifischen Aufgabe in der Welt von heute bewusst werden und festen theologischen Boden unter ihren Füßen spüren. Nicht selten sehen wir Priester und Bischöfe uns in der Rolle gesellschaftlicher und politischer Akteure gedrängt, während viele Laien sich mit innerkirchlichen Aufgaben befassen. Das gilt vor allem für Gebiete, in denen die Laien ein niedriges Bildungsniveau haben. So haben wir eine Reihe von Priestern, die – trotz der kirchenrechtlichen Schwierigkeiten – in öffent-

lichen Diensten tätig sind, also etwa als Bürgermeister, Landtagsabgeordnete oder Rechtsanwälte. Hier wird Priestern nicht selten eine sachliche Kompetenz in Fragen von Politik und Wirtschaft zugemutet, die sie de facto nicht haben. Für viele einfache Leute sind sie dennoch die besseren Volksvertreter, da sie weniger korruptionsanfällig sind oder zu sein scheinen. – Es ist sicherlich eine dringende Aufgabe, die Laien so zu fördern, dass sie – um die Bibel zu zitieren – wie Hefe und Salz die Gesellschaft durchdringen. Ich habe das Empfinden, dass wir in unserer kleinen Diözese da auf dem richtigen Weg sind. Das heißt natürlich auch, dass wir Priester und Ordensleute die Laien nicht im Stich lassen, wenn es heiß wird, sondern ihnen zur Seite stehen.

In Deutschland ist eine zunehmende Hinwendung von Laien zu konservativen, traditionalistischen Formen festzustellen. So finden tridentinische Messen in Deutschland immer mehr Zulauf. Gibt es eine ähnliche Entwicklung in Brasilien?

Ich habe ähnliche Erscheinungen in der brasilianischen Kirche nicht wahrnehmen können, vor allem nicht in der Region, in der ich

arbeite. Die Entwicklung in Europa und die Wellen, die die Aufhebung der Exkommunikation der Piusbruderschaft hochgehen ließen, werden in Brasilien gar nicht so recht wahrgenommen, es sei denn in den Fakultäten und Seminaren.

Allerdings – wir stellen verstärkt fest, dass junge Priester sich wieder durch eigene Kleidung absetzen, mehr auf die Liturgie achten, sich weniger um soziale Probleme Sorgen machen, gewisse Standards im Lebensstil entwickeln – ja, öfters „verbürgerlichen“. Andere wieder schauen gebannt auf die Priester unter den Sängerstars, die in den Medien auftreten und viel Beifall finden. Das kann sogar Priesteramtskandidaten in ihrer Wahl beeinflussen. Wir älteren Priester und Bischöfe beobachten das mit Sorge. Auf der anderen Seite gibt es gerade in der katholischen Kirche ein Wiederaufleben der Volksreligiosität. Die Menschen suchen eine Symbolik, die ihnen eine gewisse Sicherheit gibt, dass Gott und die Heiligen ihnen und ihren Nöten nahe sind.

Ist die wachsende Bedeutung der Laien in der Kirche eine unumkehrbare Entwicklung? Oder könnte etwa eine plötzliche Priesterschwemme die Position

der Laien verändern?

Ich glaube, dass die Entwicklung, die vor allem seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil eingesetzt hat und durch die lateinamerikanischen Konferenzen bestätigt beziehungsweise vertieft wurde, unumkehrbar ist. Eine Priesterschwemme ist zunächst nicht in Sicht. Von den 190 Millionen Brasilianern sind sicherlich noch 65 Prozent Katholiken. In deren Dienst stehen rund 18.000 Priester – darunter viele Ordensleute und ältere oder kranke Priester. In meiner Diözese haben wir neun Priester unter 70 Jahren, drei über 70. – Viele kleine Gemeinden haben nur zwei mal im Jahr Eucharistiefeier. Das ist typisch für das Amazonasgebiet. In den Großstädten sind die Pfarreien sehr groß.

Zudem hoffe ich, dass das Verhältnis zwischen Priestern und Laien immer geschwisterlicher wird. Ob man die Bilder vom Volk Gottes, dem Leib Christi oder der Familie nimmt – es geht darum, dass wir uns als Brüder und Schwestern, als Jünger und Zeugen Christi den Herausforderungen stellen, die unsere moderne Welt an uns richtet. Schließlich ist die Kirche Zeichen und Werkzeug des Heils unter allen Menschen. Sie darf nicht um sich selbst kreisen.

Vorbereitung: Eine Gruppe Laien studiert die Texte für den Gottesdienst ein.



Auf dem Land: Fortbildung von Laien in einem Sektor des Landesinnern.



Er war ein begnadeter Pädagoge und Künstler

Am 15. April 2010 ist Pater Wilhelm Pfeil nach einem Schlaganfall im Krankenhaus in Dormagen im Alter von 86 Jahren gestorben.



Unser Mitbruder Pater Wilhelm Pfeil wurde am 20. August 1923 in Neuss geboren. Sein Vater war Bäckermeister. Nach der Volksschule besuchte er von 1934 bis 1939 das Fran-

ziskanerkolleg Exaten in Holland. Es folgte eine Lehre als technischer Zeichner, die er 1942 mit der Gesellenprüfung abschloss.

Als Soldat war er von 1942-45 bei den Nachrichtenabteilungen in Königsberg (heute Kaliningrad, Russland), in Norwegen und Italien eingesetzt. Nach ein paar Monaten in amerikanischer Gefangenschaft kehrte er im August 1945 nach Neuss zurück. Zunächst absolvierte er eine dreijährige Maurerlehre, entschied sich dann aber, Spiritaner zu werden, ging in das Ausbildungshaus nach Menden im Sauerland und machte 1954 das Abitur. Es folgte das Noviziat in Heimbach, Eifel, und die zeitlichen Gelübde am 21. April 1955. Er begann das Theologiestudium an der Ordenshochschule in Knechtsteden, entschied sich aber nach einem Semester für einen anderen Weg. Er besuchte die Werkkunstschule Krefeld und legte 1961 die staatliche Abschlussprüfung in Architektur ab. Aber auch damit hatte Wilhelm Pfeil noch nicht seinen Beruf gefunden. Es war der damalige für Neuss zuständige Schulrat, der den Knoten durchschlug, indem er ihm auf den Kopf zusagte, dass er der „geborene Lehrer“ sei. Er sollte Recht bekommen. Von 1961 bis 1964 absolvierte Wilhelm Pfeil an der Pädagogischen Hochschule Neuss die Ausbildung für das Lehramt an Volksschulen. Bis 1979 arbeitete er als Lehrer an verschiedenen Grund- und Hauptschulen in Neuss. Danach widmete er sich ganz der Lehrerausbildung im Fachbereich Kunst. Neben der Wahrnehmung von Aufgaben in den Hauptsemina-

ren in Düsseldorf und Mönchengladbach war er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1988 Mitglied im Prüfungsausschuss für die erste und zweite Staatsprüfung.

Während dieser Zeit pflegte er seine schwer kranke Mutter bis zu ihrem Tod. Viele Jahre war er in der Pfarrei St. Elisabeth in Neuss-Reuschenberg bei der Gestaltung von Familienmessen engagiert.

Der Kontakt zur Missionsgesellschaft vom Heiligen Geist war nie ganz abgebrochen. Im Jahre 1979 schloss sich Wilhelm Pfeil erneut den Spiritanern an. Neben seiner Tätigkeit in der Lehrerausbildung arbeitete er im Libermann-Haus in Knechtsteden und im Projekt „Missionar auf Zeit“ mit.

1986 legte Wilhelm Pfeil die Ewigen Gelübde ab. Nach seiner Pensionierung als Lehrer im Jahre 1988, entschied er sich, noch um die Priesterweihe zu bitten. Nach dem Studium einiger Semester Theologie an der Philosophisch-theologischen Hochschule in Sankt Augustin wurde er am 7. Oktober 1989 in Knechtsteden zum Diakon und am 21. April 1991 zum Priester geweiht.

Er konnte die innere Schönheit von Weggeworfenem erkennen

Sein Wunsch, in so fortgeschrittenem Alter noch Priester zu werden, hatte zu tun mit einem neuen Projekt der Spiritaner, der Not- und Schlafstelle für Drogenabhängige, dem NO-TEL in Köln, das er mitbegründete und in dessen Leitungsteam er von 1990 bis 1993 als Seelsorger mitarbeitete. Ab 1993 betätigte sich der Siebzigjährige noch weitere zehn Jahre in der Schwesternseelsorge und vertrat manchen Mitbruder in dessen Urlaub.

Wilhelm Pfeil war nicht nur ein begnadeter Kunst- und Religionspädagoge, der eine besondere Fähigkeit hatte, auf Menschen einzugehen und die Kreativität in ihnen zu wecken. Er war auch selbst als Künstler tätig. Seine Werke entstanden aus Weggeworfenem, aus Strandgut, aus Resten liturgischer Gewänder, aus Dingen, die man für wertlos hält. Er hob sie auf, schaute sie an und erkannte ihre inne-

re Schönheit. Er war in der Lage, das Geheimnis der Dinge zu entbergen. In Collagen und Drucken entwickelte er im Prozess künstlerischer Umwandlung aus dem „Unwerten“ überraschende Bilder.

2001 zog P. Pfeil von Köln auf die Alten- und Krankenstation nach Knechtsteden. In den letzten Jahren war seine Gesundheit durch mehrere Schlaganfälle angegriffen. Trotzdem hat er bis zuletzt Lebensfreude und Humor nicht verloren. Drei Wochen vor seinem Tod war es ihm noch vergönnt, im Rollstuhl das neue Diözesanmuseum in Köln zu erkunden. Wir, seine Mitbrüder, Verwandten und Freunde halten sein Andenken in Ehren und beten für ihn.

P. Konrad Breidenbach

IMPRESSUM

kontinente-Beilage der Spiritaner und Spiritanerinnen

Verwaltung:

Vertriebsstelle der Spiritaner
Missionshaus Knechtsteden
41540 Dormagen
Tel.: 02133/869-119.

Verlag:

kontinente-Missionsverlag GmbH
Postfach 10 2164, 50461 Köln.

Preise:

Jahresbezugspreis in Europa
Postbezug: 10,80 Euro
Botenbezug: 10,20 Euro
Zahlungen für Deutschland:
Kontinente-Missionsgesellschaft v.Hl. Geist,
Postgiroamt Köln
1499 85-502 (BLZ 37010050)
oder Kreissparkasse Köln 77473 (BLZ 37050299).
Für Belgien: kontinente der Spiritaner,
CBC Bank Eupen Konto 197-6325 701-74

Internet:

Email: gimborn@spiritaner.de

Redaktion:

P. Bruno Trächtler, CSSp,
Missionshaus Knechtsteden,
41540 Dormagen, Tel. 02133/8690
oder Soeurs Missionnaires du
St. Esprit, 18 rue Plumet,
75015 Paris (Frankreich)

Litho und Druck:

LVD Limburger Vereinsdruckerei,
Senefeldstr. 2, D-65549 Limburg.
Objekt 39